

## Religiöse Erziehung der Gebildeten in deutschen Jesuitenschulen des 17. Jahrhunderts. Von J. Kuckhoff, Köln-Riehl.

Als dem Papste Paul III. im Jahre 1540 die erste Form der Verfassung der neuen Gesellschaft Jesu vorgelegt wurde, da stand das, was uns heute als ein wesentlicher Teil der Kulturgeschichte erscheint, das Jesuitenschulwesen, noch in unbestimmter Ferne. Der heilige Ignatius und seine Gefährten waren entschlossen, der Kirche zu dienen durch Predigt, geistliche Übungen, Werke der Liebe und besonders durch die Unterweisung der Kinder und Unwissenden im Christentum. Die Übernahme von Erziehung und Unterricht der Söhne der gesellschaftlich gehobenen Schicht ergab sich zwangsläufig, als der Orden im Laufe der Zeit erkannte, wo er vor allem mit seiner Arbeit einzusetzen habe, um die Kirche durch Erneuerung des religiösen Lebens zu retten. Dieses mußte vor allem in der kulturell tragenden und durch den Humanismus dem „niedereren Volke“ gegenübergestellten Volksschicht erhalten und gefördert werden.

Anfänglich hatte der Orden lediglich ein Interesse daran, innerhalb seiner Häuser seinen Nachwuchs heranzubilden. Dabei mußte auch die humanistische Vorbildung berücksichtigt werden. Man übernahm von den Humanistenschulen den Grundsatz, nur solche junge Männer zum philosophischen und theologischen Studium zuzulassen, die in den klassischen Sprachen ordentlich gebildet waren. Der Grundsatz wurde, nachdem die Jesuitenschulen maßgebliches Vorbild geworden waren, auf alle gelehrte Schulbildung übertragen, d. h. es gestaltete sich die sogenannte Mittel- oder höhere Schule. Im 17. Jahrhundert herrschte in Deutschland allgemein — auch ohne staatliche Anordnungen — der Grundsatz, daß niemand zum Studium der Philosophie oder Theologie, teilweise auch der Jurisprudenz zugelassen wurde, daß niemand eine Beamtenstellung im Staat oder in der Gemeinde beanspruchen konnte, der nicht die fünf- oder sechsklassige humanistische Schule absolviert hatte. Außerdem aber begehrten auch die bürgerlichen, kaufmännischen und sogar die handwerklichen Berufe diese Vorbildung im weitesten Ausmaß. Aus dieser gesellschaftlichen Entwicklung, diesem erweiterten Streben nach Bildung ergab sich die Frage: Wie kann die Schicht der Gebildeten religiös erzogen und geschult werden?

Da steht allem anderen voran die Heranbildung geeigneter Lehrer. Die Erziehung zum Lehrer vollzog sich nach dem Plan, nach dem der heilige Ignatius seine Mitarbeiter erzogen hat. Die Ignatianischen Exerzitien sind tatsächlich ausgezeichnete Lehrerseminare. Daß ein Mann in entscheidender Stunde des Lebens so geformt wird — und das ist doch wohl der eigentliche Sinn der Exerzitien —, daß er nur mehr das eine Ziel hat, zum Inhalt seines Lebens Christus zu machen und zu seinem Ende die Ehre Gottes, das ist Vorbereitung des Erziehers im Sinne der Kirche. Wer so geformt ist, der ist im Sinne der Kirche notwendig Erzieher. Der Gegner der christlichen Erziehung mag das als eine Verengung ablehnen, die Folgerichtigkeit des Standpunktes kann er nicht leugnen. Niemand kann auch verkennen, was es bedeutet, daß in der Zeit der höchsten Blüte des Ordens, als er entscheidenden Einfluß auf die kulturelle Gestaltung katholischer Länder ausübte, jeder Jesuit einmal Lehrer und Erzieher gewesen ist. So bestimmte ihre Schule zum nicht geringen Teile die Art ihres Arbeitens.

Alle wahrhaft christlichen humanistischen Schulmänner von Viktorin von Feltre, Maffeo Vegio, Vives bis zu den Deutschen Wimpfeling, Hegius und Bredenbach haben den Grundsatz vertreten, daß Bildung nur Wert habe, wenn sie zu Christus führe. Jesuitenpädagogik ist Geist von diesem Geiste. Die Jesuiten haben in der Jugenderziehung nie den Wert der Persönlichkeit unterschätzt und sie haben in der Glanzzeit ihres Schulwesens Erziebertalente aus ihren Reihen immer voll ausgenutzt. Aber sie haben den Menschen hinter der Sache Christi zurücktreten lassen. Es gibt bei ihnen kein „Ausleben einer Erzieherpersönlichkeit“. Damit haben sie durchaus im Sinne alter Kirchlichkeit gehandelt. Der christliche Lehrer war Träger, nicht Schöpfer einer Idee.

Weil Schule und Erziehung im katholischen Sinne niemals Selbstzweck haben können, so war es durchaus folgerichtig, wenn der Orden allen Unterricht kirchlichen Zwecken unterordnete. Der hl. Ignatius hatte ja alle Arbeit in ihrer Blickrichtung auf die Kirche eingestellt. „Wir müssen unter Verzicht auf unser eigenes Urteil von Herzen bereit sein, der Kirche in allem zu gehorchen“ (Geistliche Übungen). Wie sich von hier aus das ganze Erziehungswesen unter den gebildeten Katholiken entwickeln mußte, das kann nur der verstehen, der Ignatius versteht. Allen anderen bleibt — wenn sie ehrlich und vorurteilsfrei sind — nur die Bewunderung für die Größe solcher Unbedingtheit im Dienste der universalen Kirche. Im übrigen bleibt der Welt nur ein Staunen über den Umfang der Erfolge. Es wäre darum auch müßig, eine Geschichte der Entwicklung jesuitischer Erzieherweisheit schreiben zu wollen. Man könnte nur darstellen, wie die Gesellschaft bis zur Vollendung der Studienordnung alle Zweige des gelehrten Unterrichtswesens nach der Grundlinie der unbedingten Kirchlichkeit geformt hat.

Man muß dabei auch auf eine Äußerlichkeit hinweisen. Der Orden war aufs straffste organisiert. Die Gelehrtenschule und damit die Bildung der gehobenen Volksschichten betrachtete er als ein wesentliches Feld seiner Tätigkeit im Dienste der Kirche. Von seiner Zentrale aus gab er Anordnungen für die Welt. Es entwickelte sich demnach in der Kulturgeschichte ein einzigartiger Zustand, daß eine Ordenszentrale das Schulwesen für die Gebildeten in allen katholischen Ländern leitete oder doch maßgebend beeinflusste. Die Lehrpläne, Lehrbücher, Studienpläne des Ordens wurden aber auch vorbildlich in nichtkatholischen Gegenden.

So schuf der Orden in Zeiten der schwersten Entscheidungen der Kirche ein wirksames Mittel zur Erhaltung der Religiosität in den kulturell maßgebenden Volksschichten. Nach der Studienordnung ist es des Lehrers vornehmste Aufgabe, sowohl bei passender Gelegenheit im Unterricht, wie auch im Verkehr mit den Schülern sie zum Gehorsam und zur Liebe gegen Gott und zum Tugendefier anzuspornen, sie anzuleiten, daß sie ihr ganzes Studium diesem Ziele unterordnen. Diese Mahnung kehrt in verschiedenen Fassungen immer wieder. Im Beginn der Regeln für die Lehrer an Gymnasien heißt es: Die Jugend soll nicht nur Wissen erhalten, sondern auch zur christlichen Sitte erzogen werden. Darum soll das Gebet zu Anfang des Unterrichtes den Schüler erinnern, wozu er studiert. Täglich hören die Schüler die heilige Messe, sonntags und in der Fastenzeit zweimal in der Woche die Predigt. Die Schüler sollen auch täglich den Rosenkranz beten, regelmäßig die Sakramente der Buße und des Altares empfangen. All das soll möglichst in den Stundenplan eingebaut werden. Man darf diese Einrichtungen in ihrer Bedeutung nicht unterschätzen. Sie waren in ihrer systematischen Abrundung auch für die katholische Welt in der damaligen Zeit durchaus neu.

In der Übung der sittlichen Tugenden stand die Keuschheit voran. Ihre stete Betonung fand ihren Höhepunkt in der Herausstellung der bekannten Jugendheiligen. Ein heiliger Aloysius war nach seiner ganzen Art und in der Gestaltung seines Bildes ein wirksames Idealbild gegen die Entsittlichung unter der Jugend in den gehobenen Volksschichten. Schon Ignatius hatte aufs entschiedenste betont, daß die Jugend vor allem, was sittenwidrig oder auch nur anstößig sei, im Unterricht und auch in der privaten Lektüre zu behüten sei. Darum sollte aus den klassischen Autoren alles, was irgendwie der Jugend schaden könnte, in geeigneten Ausgaben ausgemerzt werden.

Es kommt hier nicht darauf an zu sagen, wie wir heute über den Wert einer solchen Behütungsmethode denken. Sie wäre jedenfalls auch für die damalige Zeit verderblich gewesen, wenn sie nicht gleichzeitig in der Führung zur Tugend ihre unbedingt notwendige Ergänzung gefunden hätte. Wir hören viel von der Nachahmung großer Vorbilder. Aber Programme sind nie Wirklichkeit. Man muß schon die Akten einer Jesuitenschule durch ein Jahrhundert kennen, um aus dem Schulleben feststellen zu können, ob die programmatisch verkündete Methode auch wirklich Früchte brachte. Man wird dann etwa so urteilen müssen: Das Ideal wurde keineswegs immer erreicht; auch Jesuitenschulen

waren keine Treibhäuser für Tugend. Aber im ganzen ist es doch erstaunlich, was in der Zeit frischen Aufstrebens erreicht worden ist: Ein fröhliches Eingehen der Jugend auf die gestellten Übungen und Aufgaben.

Das aber trat vor allem zu Tage in den marianischen Schülerkongregationen, eben in der Zeit ihrer Blüte. In diesen an den Gelehrtenschulen der Jesuiten so sorgsam gepflegten Organisationen hat der katholische Schulhumanismus seine Vollendung gefunden in der Erziehung zur Fähigkeit, große heilige Vorbilder nachzuahmen. Alles ist natürlich unvollkommen, und man mag zugeben, daß die Nachahmung vielfach nicht über die Kopierung von Äußerlichkeiten hinausgekommen ist. Aber man muß wissen, daß auch in der Jugend noch im 17. Jahrhundert die Proteststimmung gegen sittliche Verfallserscheinungen der besseren Gesellschaft sehr lebhaft war. Die Kongregationen boten dazu die Möglichkeit, die früheren Schüler für regelmäßige religiöse Übungen zu erfassen und so direkt in die bürgerliche Gesellschaft hineinzuwirken. Franz Coster zeichnet die Aufgabe der Kongregationen so: Die Gesellschaft Jesu hat die Aufgabe, die Jugend auch zu christlicher Zucht und Sitte zu erziehen. Das ist verhältnismäßig leicht, wenn die Jugend sich ständig unter den Augen der Lehrer befindet. Für alle diejenigen aber, die — und das ist die große Mehrzahl — außerhalb der Schule der Zucht der Lehrer meist entzogen sind, ist es sehr wichtig, daß sie sich in Vereinigungen zusammenschließen, um Tugend und Frömmigkeit zu üben und durch ihr Beispiel unter den Mitschülern und nach außen zu wirken (Libellus sodalitis).

Die Kongregationen waren zuerst bekanntlich für die höhere Schule geschaffen. Doch wurde diese Beschränkung bald durchbrochen. Aber die klassische Zeit ihrer Blüte fällt in die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts, wo sie noch eine Schülerbewegung darstellten. Die Schüler schlossen sich unter selbstgewählten Präfekten zu selbständiger Arbeit, zu Gebet und Pflege des Gottesdienstes, zur Förderung frommer Werke, auch Hilfe bei der Katechese zusammen. Die Schülerkongregationen sollten vor allem da helfen, wo die Erziehungsarbeit der Konvikte nicht ausreichte. Das Gymnasialkonvikt, wo ein solches überhaupt vorhanden war, erfaßte von der Zahl der auswärtigen Schüler, deren Zahl oft in die Hunderte ging, natürlich nur einen ganz geringen Bruchteil. Die Schüler wohnten vielmehr in kleinen oder größeren Gruppen in Bürgerhäusern. Die Schulleitung versuchte dort erzieherisch einfluß zu erlangen durch Einsetzung eines der älteren der Schüler als Präfekt. Diese Präfekten unterstanden dann alle dem Studienpräfekten, dessen Amt sich keineswegs überall mit dem des Schulleiters deckte. So bekam die Erziehung der Jesuiten ihre Wirksamkeit bis in alle Winkel einer Stadt hinein. Man kann den gewaltigen Einfluß ermaßen, wenn man sich dazu noch die Arbeit in den Schülerkongregationen hinzudenkt.

Eine Schülerkongregation ist ebenso wenig wie die höhere Schule im 17. Jahrhundert denkbar ohne Theaterspielen. Mit dem Theater an der Gelehrtenschule verhielt es sich damals so wie heute mit dem Sport. Die äußere Glanzzeit des Schultheaters der Jesuiten ist keineswegs die Zeit seiner größten erzieherischen Wirksamkeit. Man muß freilich unterscheiden zwischen Theatervorstellungen für die Schule und durch die Schule. Die Humanisten hatten von ihren Schülern Plautus und Terenz aufführen lassen. Auch die Jesuiten haben es im Anfang stellenweise so gemacht. Protestantische Schulmänner brauchten die Schulbühne auch wohl für religiöse Polemik, und auch das findet sich anfänglich vereinzelt bei den Jesuiten. Dann aber nahmen die Stücke einen anderen Charakter an, sie wurden zu moralisierenden Deklamationen und Dialogen. Da wurden die Schüler im Auftreten und Sprechen geübt. Bei den Versetzungsfeierlichkeiten aber, wo auch die Eltern erschienen, wählte man bedeutendere Stoffe, die aber meist dazu bestimmt waren, den religiösen Fortschritt der Schüler zu zeigen. Schließlich fanden sich auch oft genug Gelegenheiten, die Schule durch pomphafte Aufführungen empfehlend einer größeren Öffentlichkeit zu zeigen. Deutlich tritt dabei der Zweck hervor, die Grundsätze der Schulerziehung in eine weitere Öffentlichkeit hinein wirken zu lassen. Da traten dann die

Schüler in großen Schauspielen biblischen Inhaltes hervor, oder es wurden Heiligenleben dramatisiert. Die Schauspiele konnten natürlich nur auf diejenigen Zuhörer wirken, die den lateinischen Text verstanden. Und da ist etwas, worüber wir uns heute sehr wundern müssen: Der Bildungsstand der städtischen Bevölkerung muß verhältnismäßig sehr hoch gewesen sein. Und in diese Kreise wirkte das Schultheater — man bedenke, daß es sonst kein Theater gab — erzieherisch hinein. Man kann den Einfluß der Schule in dieser Richtung gerade durch die Vermittlung der Schulbühne nicht leicht überschätzen. Es soll das an einem Beispiel kurz gezeigt werden:

Im Jahre 1627 wurde von den Schülern des Kölner Jesuitengymnasiums das Spiel vom hl. Stephan aufgeführt<sup>1</sup>. Als Theater benutzte man damals für diese Aufführung die eben fertiggestellte, für kirchliche Zwecke noch nicht in Gebrauch genommene Maria Himmelfahrtskirche. Durch Einbau einer dreifachen Bühne und großer Zuschauertribünen war alles getan worden, um eine glanzvolle Aufführung zu ermöglichen. Da ließ sich vor einem verhältnismäßig überaus großen Auditorium die Idee der christlichen Erziehung entfalten. Da waren drei jugendliche Prinzen, gezeichnet als Vorbilder für die Jugend. Ihr religiöses Streben zeigte die Erziehungsziele der Schule. Die Sorge des Königs um die Heranbildung seiner Söhne sollte dartun, in welcher Richtung sich die häusliche Erziehung zu bewegen habe. Das Beispiel geht dabei über alles. Des ältesten Prinzen Abwendung von der Welt und ihrer Eitelkeit paßt auch durchaus zu dem damaligen Ideal der Frömmigkeit. Es wird auch ein Prinzenlehrer eingeführt, dem ein schlechter Erzieher gegenübergestellt wird. Damit war Gelegenheit gegeben, die erweiterte Schulerziehung in Schülerheimen zu zeigen. Solches Spiel wirkte ganz sicher auf die anwesenden Eltern, besonders auch auf die Mütter, die bei jener Aufführung auch zugelassen waren. In einem der volkstümlich gehaltenen Interludien treten ungezogene Schüler auf, ihr Lehrer sitzt im Wirtshaus, spielt und trinkt. „Und solchen Leuten,“ seufzt dazu ein Bürger, „vertraust du, Vater, dein Blut an! Es ist des Lehrers Verbrechen, was der Schüler sündigt.“ Dann aber tritt der Erzieher am Königshof mit den Pagen auf. Sie werden wegen ihres tadellosen höfischen Benehmens allseits gelobt. Dann zeigen sie ihre Kunst im Speerwurf und Ringkampf und anderen ritterlichen Spielen. Das ist eine sonst sehr seltene Andeutung der Pflege körperlicher Übungen in Jesuitenschulen.

Eine andere Szene zeigt die Art und die Erfolge der religiösen Unterweisung. Die Knaben werden wegen ihres Wissens allseits von den aus allen Gegenden kommenden Fremden bestaunt. Man sieht Erwachsene auftreten, die sich wegen ihrer mangelhaften Kenntnisse vor den Knaben schämen müssen. Ein ganz wesentliches Motiv ist in diesem Theaterstück die Empfehlung der Marienverehrung. Bedeutsam war dabei, daß es in einem Hause gespielt wurde, das in der Zukunft ganz besonders die Verehrung der Himmelskönigin fördern sollte. Dann aber erscheinen Erzieher, Königssöhne und nicht zuletzt auch der König in etwas kühnem Anachronismus als „Marienkinder“. Maria erscheint immer wieder als Helferin, als Führerin zur Tugend, auch zu Erfolgen. Ihre Verehrung durch die Jugend, deren löblicher Wetteifer in ihrem Dienste, wird in einer besonderen Szene gezeigt.

Wir greifen hier eine Szene heraus, in der der König, seine drei Söhne und deren Lehrer sich im Dienst der Himmelskönigin zusammenfinden.

*Stephanus:* Stets bereit hegt ihre Schützlinge die Jungfrau und sie zerschlägt der Hölle Macht. Dieses Szepter, das ich, euer Vater, halte, gab sie mir, sie des funkelnden Himmels leuchtende Zier. Denn welchen Schutzbefohlenen hat sie, wenn er ihre göttliche

<sup>1</sup> Das Spiel vom hl. Stephan. Ein Schuldrama aus dem Jahre 1627. Eingeleitet und ins Deutsche übertragen von Joseph Kuckhoff. In „Ungarische Jahrbücher“, hrsg. von Julius von Farkas, Band XX, 1940, Heft 3, S. 267—330.

Macht anrief, je verlassen, wem hat sie nicht geholfen, wenn sie angerufen wurde? Sie sei euch Mutter zugleich und Königin, Leben, Hoffnung, Ehre, Preis und Heil! Wählt sie zu eurer Patronin, wie eine Mutter sollt ihr als Söhne sie ehren. Hier bei diesem Altar schwört ihr für immer Verehrung.

*Emmerich:* Jungfrau, des himmlischen Hauses große Zier und Ehre, dich wähle ich zu meiner Mutter, zu meiner Patronin. Erst der Tag, an dem ich aus dem Leben scheidet, wird dich aus meinen Gedanken tilgen. Nein, nicht tilgen: Ewig will ich dir gehören, Jungfrau, und du wirst meine Mutter sein.

*Stephanus:* Komm her, mein Sohn, und auch ihr Kleinen kommet her. Die jungen Sprossen müssen dem Beispiel des Vaters folgen.

*Askanius:* Mutter des Allmächtigen, Mutter meines Bruders, auch meine Mutter und die meines Vaters, solange Askanius lebt, wird er dir gehören, und du wirst die meine sein, Jungfrau.

*Marzellus:* Himmelskönigin, königlichen Blutes, ich will zu deinen Schützlingen gehören, du sollst meine Mutter sein, der Tag erst soll dich von mir trennen, da meines Lebens Faden abgeschnitten wird. Solange ich, Marzellus, atme, will ich dir gehören, Jungfrau, und du wirst die meine sein.

*Stephanus:* Ja, meine Söhne, ich erkenne in euch mein Blut, geweiht der Mutter, der euer Vater schon längst gehört. Aber du, meiner Liebliche treuer Begleiter und Lehrer, gehe treu den Weg, den ich dir zeige. Geh du voran und weise den Weg, sei Begleiter, Führer, Gebieter, folge, daß sie der Jungfrau die Treue halten.

*Pädagog:* Ich gehorche, Herr, gern deinen Befehlen, denn auch mich treibt große Liebe zur Jungfrau.

Die aufopfernde Tätigkeit des heiligen Ungarnkönigs für die Christianisierung seines Landes gibt dann weiterhin den Anlaß, den Missionsgedanken recht anschaulich zu empfehlen. Im Ganzen aber ist der König ein Vorbild aller Tugenden auf dem Throne, mitten in der Versuchungen des Hoflebens. Solche Bilder und Vorbilder brauchte die damalige Zeit in der Seelsorge für die Mittelschicht des Volkes. Dieser König ist auch ein Freund der Armen und Notleidenden, ein Wohltäter der Kirche und all ihrer Bestrebungen.

Wenn wir solche Mittel religiöser Erziehung und Wirksamkeit ins Volk hinein heute nicht mehr anwenden können und wollen, so ist damit noch lange nicht bewiesen, daß sie zu ihrer Zeit nicht gewirkt haben. Eine Stadt wie Köln stand drei Tage lang — so oft wurde das Spiel wiederholt — unter dem Eindruck dieser religiösen Propaganda. Alles, was Namen und Geltung hatte, nahm daran teil, es konnte sich keiner, den es anging, abseits halten.

### **Heinrich Seuse in neuer Sicht** Von Heinrich Bleienstein SJ., München.

Der Freiburger Erzbischof Dr. Conrad Gröber hat im Laufe dieses Jahres ein Seuse-Buch veröffentlicht, in dem das Leben und die Werke des seligen Konstanzer Dominikaners in neuer Sicht betrachtet und beschrieben werden. Diese neue Sicht ist nicht das Ergebnis neuer Quellenfunde, sondern die mühsame Frucht jahrelanger sorgfältigster Beschäftigung mit S's Schriften und eine Vertrautheit mit der Konstanzer Stadt-, Kirchen- und Zeitgeschichte, wie sie in diesem Ausmaß wohl kein anderer S.-Forscher bisher besessen hat. Aus diesen Gründen gelingt es der Schriftstellerkunst des Verfassers, aus S's Werken und den Orts- und Zeitverhältnissen, aus denen heraus sie entstanden sind, ein so bodenständiges, anschauliches und wirklichkeitsnahes Lebensbild zu entwerfen, daß die Gestalt des großen deutschen Mystikers in neuem Lichte vor uns steht.

<sup>1</sup> Gröber, Conrad: Der Mystiker Heinrich Seuse. Die Geschichte seines Lebens. Die Entstehung und Echtheit seiner Werke. Freiburg, Herder 1941, 234, gr. 8°, Rm 5.40.